

Hasso Handorf ist in Waren an der Müritz geboren und hat seine Kindheit in einem Dorf in Mecklenburg verbracht. Er lebt mit seiner Familie in Bernau und arbeitet als Lehrer in einer Klinikschule der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Berlin.

**Hasso Handorf**  
**Ein Sommer**  
**in der Uckermark**

Alle Rechte vorbehalten.  
2019 Aufland Verlag GbR,  
Croustillier 20, 16259 Oderaue  
auflandverlag.de  
Druck: Stephanus Werkstätten Bad Freienwalde  
ISBN 978-3-944249-26-1

Aufland Verlag Croustillier

Wir werden unser Zelt im Sommerlager aufstellen, an den Ufern des Oberuckersees. Die Kinder sind nicht begeistert, als wir ihnen von dem Vorschlag erzählen, zumal es sich um einen Saisonstellplatz, geöffnet von April bis Oktober, handeln wird. Wir müssen ihnen versprechen, dass wir auch noch anderswohin fahren werden in den Ferien. Dass wir eine richtige Reise unternehmen werden. Mir dagegen reicht der Zielort. Ich weiß, dass er aus vielen Reisen bestehen wird, auch aus Reisen in die Vergangenheit. Ich träume den ganzen Winter lang von der Uckermark. Ich bin gespannt auf den genauen Standort unseres Zelttes, auf den Ausblick und den Abstand zum See. Als die Saison endlich beginnt, ist es meiner Frau noch zu kalt, und als es warm genug ist und wir aufbrechen wollen, verzieht sie sich ihren Rücken. Ich habe einen Leistenbruch und wir wissen eigentlich nicht, wie wir das Zelt alleine aufstellen sollen. Wir fahren trotzdem. Unsere Nachbarn, die schon zu Ostern aufgebaut haben und den letzten Schnee miterlebt haben, helfen uns.

Unser Platz liegt auf einer Terrasse, die an der nach oben führenden Hangseite durch eine niedrige Blockwand aus Baumstämmen vor abrutschender Erde gesichert ist. Zur

anderen Seite hin fällt das Gelände steil zum Seeufer ab und ist dicht bewachsen. Da einige Bäume vom Wind umgebrochen wurden, kann man durch die entstandenen Lücken das Wasser des Sees hindurchschimmern sehen. Auf dem Platz erkennt man noch die Spuren der vorherigen Dauerzelter; einen aufgerichteten Holzblock, eine kleine Steinpflasterung, eine abgetrennte Sitzcke als Essplatz. Das Schönste ist eine niedrige, leicht angeschrägte Feldsteinmauer, die neben der Blockwand den Hang absichern soll und mit Blüten bedeckt ist. Überhaupt steht unser Zelt in einer Art verwildertem Garten. Überall wuchern aus den Gräsern und Kräutern violette Blumen hervor. Inmitten der Waldvegetation wachsen Flieder, Holunder und sogar ein Wildrosenbusch. *Alles hinüber*, sagen die Nachbarn. Hier wäre überall einmal sauberer Rasen gewesen. Bald werde alles vertrocknet sein. Aber uns gefällt es so wie es ist. Wir wollen nichts anlegen oder gestalten.

Bei unseren Nachbarn sieht das anders aus. Sie zeigen uns ihr kleines Dauercamperparadies. Hier wird gegraben, gepflanzt, gesät und geharkt, mit Holzplatten ausgelegt und darüber nachgetüfelt, wie alles noch anscheinlicher gestaltet werden kann. Im Zelt befinden sich ein Teppich, ein Schubladenschrank, eine kleine Kühlbox, ein Luftentfeuchter. Die hüfthohen Bettgestelle sind mit Heizdecken belegt. Man ahnt – hier auf dem Zeltplatz findet das eigentliche Leben des Paares statt, auf das es sich wahrscheinlich schon die ganze Woche

über freut. Unsere Nachbarn sind womöglich vor allem wegen der Gestaltung ihres Platzes hier und weniger wegen der landschaftlichen Umgebung. Wir lassen uns anstecken von ihrem Gestaltungsdrang und besorgen Rindenmulch, den wir um das Zelt herum ausbreiten, damit eventuell einfallende Regengüsse nicht von der Erde abprallen, ihr Wasser in die Höhe schleudern und unser Zelt verunstalten. Eilig heben wir einen kleinen Graben aus, um etwaige Sturzwasserfluten vom Hang abzuleiten. Dann entspannen wir uns wieder, legen uns auf den Steg und tauchen die Füße ins Wasser. Der See liegt ruhig wie ein Spiegel. Unsere Jüngste meint Sandbänke zu erkennen in dem, was in Wirklichkeit ein Schilfgürtel vor der Insel ist.

Am nächsten Morgen die ersten typischen Zeltplatzbegegnungen: Egal wie zerknirscht man zu Boden schaut, man wird gegrüßt, wenn man in seinen Schlamperklamotten zum Duschen oder Geschirrspülen schlurft. Ein Blick, ein Kopfnicken, ein Lächeln – kleine Gesten unter Gleichgesinnten. Man nimmt einander freundlich wahr und lässt sich dann wieder in Ruhe. Wie schön könnte das Leben sein, wenn es wochentags so weiterginge. Um acht öffnet die Rezeption und man bekommt seine bestellten Brötchen. Ist es noch nicht acht, reiht man sich unter die kleine Gruppe Wartender. Bemerkungen werden erwidert durch ein Lächeln, aus dem ganz von selbst ein kleines Gespräch und der Wunsch nach einem Wiedersehen werden, das wahr-

scheinlich nie stattfinden wird und bei dem man sich vielleicht gar nicht mehr aneinander erinnern würde. Aber das ist egal. Erstaunt schaut man einander nach. Wo kommt diese Bereitschaft zum Plaudern her? Wenn ich die Zeltplatzbewohner ansehe, bekomme ich Lust auf ihre Geschichten, ihre Zeltplatzgeschichten. Später begegne ich diesem alten Mann, der gerade mit seinem Boot von Fergitz zurück gepaddelt kommt, wo es in der Kirche am Wochenende Kuchen gibt. Es sind Japaner und Italiener auf dem Platz. Die Japaner erinnern mich an Begegnungen in Dawson City, nicht weil sie ihnen ähnlich sehen und nicht, weil die Gegend hier dem Yukon ähnlich sieht, sondern weil ich mich selbst so ähnlich fühle wie damals in meinem Sabbatical vor 18 Jahren, als ich einfach immer nur weiter wollte und in dieser fortwährenden Bewegung Ruhe fand.

Das Zeltleben ist einfach. Man läuft die immer gleichen Wege, aber auf ihnen passiert natürlich viel mehr als zu Hause. Zum Wasserholen geht man hinüber zu den anderen Zelten. Zum Geschirrspülen schlendert man Richtung Sanitärhäuschen. Man erledigt weniger Aufgaben in einer längeren Zeitspanne und auf umständlichere Art.

Am Abfahrtstag morgens höre ich andere Vogelstimmen als am Tag zuvor, wahrscheinlich, weil es kühler ist. Das Konzert beginnt auch später. Nach dem Aufstehen koche ich Tee neben dem Zelt. Auf der Campingtischplatte glänzt ein bernsteinfarbener Tropfen, den ich für

Honig halte und probiere. Es ist aber Harz, das aus den Kiefernkronen heruntertropft. Erste Väter gehen mit ihren Söhnen angeln. Ich gebe mich zum Brötchenholen in die kleine Rezeption. Hinter Buchstabenreihen stehen die gefüllten Tüten bereit. Unsere steht zwischen H und K.

Als wir zusammengepackt haben, ist der Platz wie leergefegt. Es ist ein schönes Gefühl, noch einmal ans Wasser zu gehen, auf die entfernten Felder am anderen Ufer zu schauen und zu wissen, dass man am nächsten Wochenende wiederkommt. Ich habe das Gefühl, das gegenüberliegende Seeufer birgt noch so viele Geheimnisse wie der weite Westen damals den ersten Siedlern in Amerika.

## 2

Uckermarkzeltplatz – Sehnsucht wie nach einer fernen Geliebten. Alle reden beim Frühstück davon, dass sie noch an den See gedacht hätten. Meine Frau träumt von einer elektrisch betriebenen Kochstelle in den Blumen. Ich sehe morgens im Internet nach, ob die Temperaturen am Wochenende zum Zelten reichen werden. Ich glaube, drei Grad in der Nacht reichen nicht. Aber als es soweit ist, fahre ich mit meiner mittleren Tochter los. Sie war am letzten Wochenende nicht dabei gewesen. Heute

bleiben die anderen zu Hause, weil sie erkältet oder verabredet sind.

Unterwegs kaufen wir Essen ein und nach drei Uhr sind wir auf dem Platz. Ich zücke die Plastikkarte und öffne damit die Schranke. Wir gehen in die Rezeption und bestellen die Frühstücksbrötchen. Spätestens jetzt sind wir im Urlaubsland. Neben uns steht das kleine Regal mit den Wander- und Ansichtskarten, gegenüber das Wandregal mit einer Auswahl von Konserven und Gaskartuschen, daneben die Kühlvitrine, dann die kleine Eistruhe. Alles auf die Erfüllung der wichtigsten und unaufschiebbarsten Ferienwünsche ausgerichtet. Das Zeltplatzpersonal ist entspannt. Wie immer. Als eine Hamburgerin quengelt, ihr vorgemerkerter Platz sei ihr von den Nachbarn weggenommen worden, der jetzige Platz aber sei zu schattig, und das alles, obwohl sie im letzten Jahr eine Kolumne über den Zeltplatz geschrieben hätte, klärt die Dame in ihrer ruhigen, resoluten Art die Situation, fragt, wer zuerst in der Anmeldung gewesen sei und ob ein anderer Stellplatz gewünscht werden würde.

Meine Tochter kann sich kaum lassen vor Freude, als wir unser Zelt in Augenschein nehmen. Ihr gefällt vor allem der Stellplatz in der natürlichen Mulde. So schön hätte sie es sich nicht vorgestellt, sagt sie. Wir räumen ein bisschen, legen uns auf den Steg und ziehen uns dann für eine Weile voneinander zurück. Meine Tochter geht wieder zum Wasser und nimmt ihr Notizbuch mit.

Ich sitze am Campingtisch und blicke auf leere, blumenübersäte Stellplätze und auf den See, der zwischen den Bäumen hindurchschimmert. Als meine Tochter zurückkommt, liest sie mir freudestrahlend und etwas befangen ihre Beobachtungen vor. Es ist zum ersten Mal kein Bericht. Es ist ein Feuerwerk von Sinnesindrücken und Stimmungen. Ich muss an unser Gespräch auf der Bergwanderung im letzten Urlaub in Slowenien denken, bei der wir uns gefragt haben, was man in ein Tagebuch schreibt. Während die Gnocchis kochen, schreiben wir Gedichte. Wir sammeln unsere Erlebnisse zusammen wie Blumen, halten sie aneinander und binden sie zu einem Strauß. Nach dem Abendbrot lauschen wir dem Glucksen der Wellen unter dem Steg, das manchmal wie Trommelwirbel klingt. Auf dem Rückweg zum Zelt unterhalten wir uns über unterschiedliche Arten, Urlaub zu machen, über das Entdecken von neuen Regionen und Ländern und über das genauere Kennenlernen einer bestimmten Gegend. Ich muss an meine früheren Reisen nach Rumänien denken, als ich kleine Gebiete innerhalb des Landes intensiv durchforschte und absichtlich darauf verzichtete, das gesamte Land auf einmal kennenzulernen, um so noch möglichst viele Gegenden für weitere Reisen übrig zu behalten. Das war ja den Reisebeschränkungen geschuldet. Aber es war auch eine schöne Art zu reisen, wie ich heute weiß.

Meine Tochter kümmert sich, wie immer auf Zeltplätzen, gern um den Abwasch. Und sie arbeitet sehr

gewissenhaft. Sie sucht das Spülbecken nach den Wandbildern aus, die über ihnen abgebildet sind. Heute gehen wir zur Eule. Mohnfeld und Raps sind wegen Reparatur mit einem Plastikband abgeklebt. *Beim Zelten ist man nie alleine, sagt sie, bevor ich einschlafe, man liegt zusammen in einer Kabine, hört die Stimmen der anderen, hört den Regen.* Als ich morgens aufwache, frage ich mich, ob ich eine Rohrdommel gehört habe oder ob es ein Schnarchen in der Nacht gewesen war? Unsere Schlafkabine ist mäßig warm, weil wir am Abend den elektrischen Heizlüfter hineingestellt hatten. Strom beziehen wir aus der Steckdose dort im Efeugekräusel neben dem Zelt. Feenstrom sicherlich. Gerade spuckt der Heizlüfter etwas aus, das aussieht wie ein Kaugummi. Er krächzt kurz dabei. Dann summt er ruhig weiter. Meine Tochter läuft zur Toilette. Als sie zurückkommt, berichtet sie glücklich von einem Eichhörnchen, das sie unweit des Zeltgeses gesehen hat und das in einem Loch im Baumstamm verschwunden ist.

Blank wie ein Spiegel liegt der See in der Sonne und genauso blau wie der Himmel. Geriffelt wie ein Waschbrett ist seine Oberfläche nur, wo eine Windböe darüberfährt. Ich frage mich, worauf ich mich am meisten freue, wenn ich wieder hier sein werde. Ich glaube darauf, dass es nichts Bestimmtes sein wird. Ich schaue vom Steg aus über den See auf das entfernt liegende hügelige Ufer und auf die lang gestreckte Insel davor, die nur vom erhöhtem Terrain aus als Insel erkennbar ist und deren Umriss ansonsten mit dem Uferstreifen verschmilzt.

Wir waren bis jetzt nur am Zelt und hier unten am Steg. Mir reicht bisher das Gefühl der Verlockung, das von den geheimnisvollen Linien am Horizont ausgeht. Ich habe sie auch vom Highway aus gesehen, als wir in Montana unterwegs waren und im Reservat der Hopi in Arizona. Die geheimnisvollen Linien am Horizont, bei deren Anblick man denkt: *Was verbirgt sich dahinter? Welche Spur steckt in jener Felsritze und wo führt sie hin? Was für ein Hauch würde einem entgegenwehen, wenn man sich dem Versteckten näherte? Welche Stimme flüsterte einem welche Geheimnisse zu?*

### 3

Das kommende Wochenende werde ich nicht in die Uckermark fahren. Ich habe kurzfristig einen Termin für meine OP bekommen. Als ich in den Operationssaal geschoben werde, lächeln mir Gesichter zu. Die Amnesieschwester fragt mich nach einem Traum, als sie mir den Narkosezugang legt. Ich beginne von dem Zeltplatz zu erzählen. Als ich am See ankomme und der Wind vom Wasser her herüberzuwehen beginnt, bin ich schon weg.

Nach drei Tagen wieder zu Hause studiere ich als erstes die Landkarte, die auf dem Couchtisch liegt. Ich umrunde unseren See mit den Augen. Hinter der Burgwallinsel liegt Fergitz, so wie ich es mir gedacht habe. Wir

haben ja die Kirchturmspitze über den Bäumen gesehen. Die Erhebung, die man vom Steg aus links erkennt, muss der Voßberg sein und hinter dem See liegen die *Eulenberge* und das Naturschutzgebiet *Charlottenhöhe*. Zwischen dem Ober- und dem Unteruckersee dehnen sich riesige Schilfwälder aus, die man vom Steg aus nicht sehen kann, sondern nur auf der Karte als gestrichelte Linien erkennt. Ich war früher schon einmal dort gewesen und habe von einer Anhöhe aus auf diese Schillandschaft geblickt und mich dabei wie zur Bronze- oder Slawenzeit gefühlt, als hier wohl Siedlungen aus Pfahlbauten verborgen in den Sumpflandschaften lagen. Die Pfahlbauten habe ich mir dazu gedacht, aber der Rest war echte Bronzezeit. Da musste man sich nichts einreden. Auf der Karte führt eine dunkelblaue Linie durch diese Landschaft. Sie markiert den Wasserwanderweg *Uckerseen-Stettiner Haff*. Bis durch das Schilf werde ich ihn auf jeden Fall paddeln. Vielleicht treffe ich auf Eisvögel oder sogar Rohrdommeln.

Vielleicht treffe ich auf meinen Streifzügen auch meinen Freund wieder, der im Nordwesten der Uckermark in einer Ortschaft unweit der Feldberger Seenlandschaft wohnt. Es scheinen ja viele einen Fuß in der Uckermark zu haben. Unsere Nachbarn haben ihren Badensee dort, Bekannte ihr Wochenendhaus und Freunde ihre nie endenden Träume vom Ausstieg. Mein Freund aber hat sich dort wirklich seinen Traum erfüllt. Er scheint sich überhaupt viele seiner Träume erfüllt zu haben. Erst ist

er nach Irland gegangen, um dort als Schäfer zu arbeiten. Dann hat er die riesige Schafherde im Hullerbusch bei Carwitz gehütet und nun lebt er in diesem selbst hergerichteten Einzelgehöft zwischen Hügeln, Waldrand und Straße. Das verfallene Haus hatte er entdeckt, als er mit seiner Schafherde daran vorüberzog. Er hatte im Nachbarhaus nachgefragt, dann beim Bürgermeister, immer wieder gewartet, denn die Erbgemeinschaft konnte sich nicht einigen. Schließlich hat er es bei der Zwangsversteigerung für 35 000 Euro im Zuschlag bekommen. Das Geld war von vielen Freunden geborgt. Dieses Haus zwischen den Hügeln ist für mich wie ein Bild in einem aufgeschlagenen Buch, in dem ich ewig blättern könnte, zwischen dessen Seiten ich sinken könnte wie in duftendes Gras und in die ziehenden Wolken über mir schaue.

Ich besuchte meinen Freund im Januar das letzte Mal. Wir trafen uns vor der Mühle, in der er arbeitet und fuhr dann zu ihm und zählten bei unserer Ankunft die Schafe. Mich begrüßt ein alt gewordener Hund, dem man beim Laufen die Schmerzen in seinen Beinen ansieht und der später beim Aufstehen in der Küche auf den Fliesen ausrutscht und sich beim Hinlegen den Kopf am Tischbein stößt. Mich empfängt dieser Duft nach altem Gemäuer, als wir in das Haus eintreten. Wir erzählen, mein Freund kocht dabei, und der alte Hund schleppt sich zwischen uns hin und her wie um unserem Gespräch zu folgen. Er seufzt, streckt sich auf dem Boden aus und

beginnt bald darauf zu schnarchen. Früher hütete er die Schafe. Jetzt bleibt er nachts nicht mehr draußen, sondern liegt in der Küche vor dem Herd. Allmählich sehe ich das Leben meines Freundes hier draußen als etwas anderes als einen vorübergehenden Ausbruch, erkenne es als ernsthaft und unromantisch, ökonomisch eng kalkuliert und sehr diszipliniert. Ich sehe meinem Freund beim Holzspalten zu und lausche seinen detaillierten Ausführungen zum Brennprozess im Gebläseofen. Er wolle den Wandel der Jahreszeiten und der Natur miterleben, ohne sich erst in irgendwelche Verkehrsmittel setzen zu müssen, sagt er mir – ja, und er wolle, wenn ihm im Sommer danach ist, mit seinem Sohn im Ruderboot hinausfahren und Frühstück auf dem See genießen.

Ich übernachtete oben im Haus und als ich am nächsten Morgen aus dem Fenster auf die Hügel blicke, schaue ich wie aus einem Schiff auf das Meer. Mich überkommt so ein wehmütiges, sehnsüchtiges, irres Gefühl. Ich überlege kurz, ob ich vor dem Frühstück alleine zu der nahen Waldlinie hinüberlaufen soll. Aber es reicht mir vollkommen, sie vom Küchentisch aus zu betrachten. Mein Freund übergießt sich derweil vor dem Haus tatsächlich Schultern, Brust und Rücken mit kaltem Wasser aus einem Krug. Er schwitzt, denn er hat schon Holz gespalten und damit den Ofen bestückt. Ich stehe in der fremden Küche und warte, bis das Kaffeewasser kocht, schaue dabei immer wieder aus den Fenstern mit den davorstehenden Gitarren. Ich verspüre keinen Neid, eher ein großes

Erstaunen. Ich sehe das Leben um mich herum wie ein Versprechen, einen Trost, eine Beruhigung. Mir ist, als ob ein Stück von mir selbst hier lebte. Ich sehe Wünsche in Erfüllung gehen, die ich selber hege: Das Schlafen auf der Terrasse bis in den Oktober hinein, der tägliche Lauf nach der Arbeit, das Holzholen aus den Wäldern, das Bestellen des Gartens, vor allem der freie Blick aus allen Fenstern ... Nach dem Frühstück laufen wir bis zum Horizont mit dem alten Hund. Der Hund bellt eintausend Mal sein *Toll. Toll. Toll.* Wir streifen Hügel und kralen die Landschaft mit Worten so wie diesen treuen Hund, der vor uns herläuft und seine Nase an den Boden heftet. Wir ziehen eine Spur über den Hügel dort. Tauchen zum See hinab. Berichten von Welten, Wegen, Orten und entfernen uns dabei nie von hier.

Nun lebt mein Freund schon seit Jahren mit seinem alten Hütehund, fünf Katzen und sechs Schafen in diesem Haus, das nicht nur Wohnraum, sondern vor allem Lebenseinstellung ist, hinter den Hügeln und dem letzten Zipfel des Carwitzer Sees. Beruflich betreut er die Boitzenburger Mühle. In seiner Freizeit macht er Musik. Die Uckermark gehört zu unseren Lebensparallelen wie auch die Indianerfilme aus unseren Kinderzeiten und die späteren Reisen nach Alaska und Nordwest-Kanada, die wir als Erwachsene jeder für sich selbst unternahmen. Für ihn ist die Landschaft Lebensmittelpunkt geworden, für mich wird sie immer eine Sehnsucht sein. Sehnsucht wonach eigentlich, frage ich mich.